

Merta, Rudolf

Ostdeutsch und westdeutsch?: zur sprachlichen Differenzierung im heutigen Deutschland

Sborník prací Filozofické fakulty brněnské univerzity. A, Řada jazykovědná. 1966, vol. 15, iss. A14, pp. [163]-167

Stable URL (handle): <https://hdl.handle.net/11222.digilib/100420>

Access Date: 16. 02. 2024

Version: 20220831

Terms of use: Digital Library of the Faculty of Arts, Masaryk University provides access to digitized documents strictly for personal use, unless otherwise specified.

OSTDEUTSCH UND WESTDEUTSCH?

(Zur sprachlichen Differenzierung im heutigen Deutschland)

Seit der Gründung der Deutschen Demokratischen Republik schießen — vorwiegend im Westen — sprachwissenschaftliche Untersuchungen und Betrachtungen, die sich mit der sprachlichen Auseinanderentwicklung in den beiden deutschen Staaten befassen, wie Pilze aus der Erde. In den letzten Jahren sind in der Zeitschrift „Wirkendes Wort“ zwei unseres Erachtens als grundsätzlich anzusehende Beiträge zu dieser Frage erschienen: 1. Hugo Moser, *Die Sprache im geteilten Deutschland* (Jg. 11, H. 1, 1961, S. 1–21). 2. Ernst G. Riemschneider, *Veränderungen der deutschen Sprache in der sowjetisch besetzten Zone Deutschlands seit 1945* (Beihefte zur Zeitschrift W. W., Nr. 4, Düsseldorf 1963).

Zuerst wollen wir dem Artikel von H. Moser unsere Aufmerksamkeit schenken. M. geht hier von der nach unserer Meinung richtigen und dialektischen Auffassung des Problems aus, wenn er behauptet, daß die Sprache „in jeder Phase ihrer Entwicklung durch Bewegungen des Ausgleichs und der Spaltung charakterisiert ist“; den „sozial-räumlichen Ausgleich“ erblickt er im „Zurücktreten der Besonderheiten der einzelnen Mundarten und dadurch in der Entwicklung großflächigerer Umgangssprachen“ (S. 1), ja sogar einer gemeinsamen deutschen Umgangssprache. Diese überlandtschaftliche Vereinheitlichung betrifft nach M. Formen, Wortbestand und Bedeutungen und geht zugunsten norddeutscher Formen vor sich.

Spaltungserscheinungen sind nach M. Bestrebungen des schweizerischen und österreichischen Rundfunks, die bestimmte Modifikationen in bezug auf die Hochlautung zulassen, ferner die Tatsache, daß die 16. (westdeutsche) Auflage von Siebs auch die Zäpfchenaussprache des *r* als gleichberechtigt gestattet sowie einige Zugeständnisse der neuen Dudengrammatik (Mannheim 1959), die auf regionale sprachliche Besonderheiten Rücksicht nimmt.

Ausgehend vom „West“-Duden (Mannheim ¹⁴1957 ff.) und „Ost“-Duden (Leipzig¹⁵ 1960), ferner vom Lexikon A—Z (Leipzig 1959) weist er u. a. auf den doppelten Gebrauch des grammatischen Geschlechts hin (z. B. „westlich“ *Appendix* nur Maskulinum, „östlich“ auch Neutrum), auf die Unterschiede in den Flexionsangaben (Ausstoßung des nachtonigen *e* im starken Genitiv der Maskulina und Neutra, „westlich“ z. B. *Alaun(e)s*, „östlich“ nur *Alauns*) sowie Verschiedenheiten in den Pluralformen (w. nur *Arbitria*, ö. auch *Arbitrien*) und im Gebrauch des Binde-*s* (w. *Altarssakrament*, ö. *Altar(s)sakrament*) usw.

Am schwerwiegendsten sind allerdings nach M.s Ansicht die Entstehung neuer Wörter, die entscheidenden Veränderungen zahlreicher Bedeutungen von Wortkörpern, die einschneidende Umformung von Begriffen, die zunächst nur in der offiziellen „Parteisprache“ der „Sowjetzone“ (Anführungszeichen in dieser und anderen, dem wirklichen Tatbestand nicht entsprechenden Bezeichnungen stammen von uns) — also eigentlich einer Sondersprache — vor sich gehen soll. Die letztgenannten Erscheinungen sind nach M. in „Westdeutschland ungleich geringer als in der Sowjetzone“, wo es sich bei diesen Bedeutungsveränderungen nicht um einen eigentlichen Wandel, sondern um „eine bewußt herbeigeführte Veränderung“ (S. 11) handeln

soll, die Wortgut (neue Wörter, Entlehnungen, Lehnübersetzungen, Lehnbedeutungen, neue Abkürzungswörter), Wortbildungsmittel und Wortverwendung betreffen. Eine etwa 80 Wörter enthaltende Auswahl demonstriert, wie einerseits neue Wörter aus heimischem Sprachstoff zustande kommen, andererseits neue Wörter (im Westen hauptsächlich englische, im Osten russische, vornehmlich Lehnübersetzungen) ins Leben gerufen werden, um neue Einrichtungen und Erscheinungen zu bezeichnen. Dabei handelt es sich um Bedeutungsveränderungen, die sich auf den Umfang beziehen, insofern der Inhalt erweitert oder verengert wird, oder um „werthafte“ Veränderungen (Auf- und Abwertung der Wörter). Auch wird den Verschiebungen in Wortfeldern (z. B. in der Anrede der Personen) und im Satzbau gebührende Aufmerksamkeit entgegengebracht.

Ernst G. Riemschneider legt seinen Ausführungen das durch Exzerption zweier Tageszeitungen (des „Genossenschaftsbauern“ und der — inzwischen eingestellten — „Tribüne“) gewonnene Material zugrunde; ergänzende Informationen wurden von der Deutschen Akademie zu Berlin und von der Dudenredaktion (DDR) zur Verfügung gestellt. R.s Untersuchungen beziehen sich auf etwa 900 Begriffe. Dieses Wortgut hat er in 5 Tabellen zusammengestellt, die über sein Vorkommen und seine Häufigkeit (freilich nur in den erwähnten Zeitungen) Aufschluß geben.

Hierzu wäre zu bemerken, daß es sich nicht ausschließlich um Neubildungen handelt, sondern auch um Wortfamilien; auf diese Weise entsteht allerdings eine Art optischer Täuschung, denn wo immer R. das Grundwort als Neologismus oder umgewerteten Begriff auffaßt, bezieht sich die Bedeutungsumwertung schlechthin auf die ganze einschlägige Wortfamilie.

Auch R. stellt fest, daß in der Sprache der „Sowjetzone“ die Infiltration von Fremdwörtern erheblich zugenommen hat und darüber hinaus eine große Zahl neuer Wörter geprägt worden ist. z. T. („trotz offiziellem Widerstand“) angelsächsischer, vorwiegend jedoch russischer Herkunft. Die Anzahl der von R. als Beispiele angeführten russischen Wörter ist ziemlich gering; größer ist die Anzahl der Lehnübersetzungen (d. h. genaue Glied-für-Glied Übersetzung) und -bedeutungen (d. h. Übertragung einer entlehnten Bedeutung auf das entsprechende herkömmliche Wort der eigenen Sprache) sowie anderer Neubildungen, die nach Lautform oder Sprachinhalt oder unter beiden diesen Gesichtspunkten mit der russischen Sprache im Zusammenhang stehen.

Beide Autoren — vor allem jedoch R. — gehen von der Annahme aus, daß die Sprache im „Osten“ offiziell gelenkt oder sogar genormt sei und daß es für den Einzelnen kaum die Möglichkeit gebe, der „Wirkkraft“ der vom Staate vorgeschriebenen Sprache zu entgehen. Während aber M.s Betrachtungen in einem nüchtern wissenschaftlichen Stil und Ton gehalten sind, geht R. nach unserer Meinung auf die Probleme nicht parteilos ein. Er macht aus seiner Einstellung zu der seit 1949 bestehenden Staatsform in der „sowjetisch besetzten Zone“ kein Hehl. Der leitende Gedanke derartiger Ausführungen ist die vermeintliche Nichtexistenz des anderen deutschen Staates im Sinne der Hallstein-Doktrin: die DDR wird höchstens als ein Polizeistat anerkannt, und es sei „bekannt, daß sich in derartigen Staaten die Sprache in einem gewissen Umfang verändert“ (R., S. 5). In R.s Aufsatz lesen wir auch, daß „zwischen dem Nazisystem und dem Machtsystem in Sowjetdeutschland Ähnlichkeiten bestehen“, die R. z. B. an Hand von Parallelen zwischen dem nationalsozialistischen *Leibstandarte Adolf Hitler* und dem heutigen *Brigade des V. Parteitages*, dem ehemaligen *Arbeiter der Stirn und der Faust* und dem jetzigen *Werk tätigen*, dem heute gebrauchten Schlagwort *das Leben kulturvoller gestalten* und dem nazistischen

Kraft durch Freude zu beweisen sucht. Das Wort *Sozialismus* sei nach R. mehrdeutig, denn es bedeute: 1. „Zwischenstufe zwischen Kapitalismus und Kommunismus“, 2. „Gegensatz zu privat“, 3. „wohl den Ersatz zu christlich“, und „die Einwohner der Zone müssen es ... oft verwenden, um als gute Bürger Sowjetdeutschlands oder als gutes Parteimitglied zu erscheinen“ (S. 39). *Genossenschaftsbauer* ist für R. identisch mit *Kolchosbauer*, *Staatsgut* (*Volksgut*, *VEG*) mit *Sowchose*. R. läßt offensichtlich bei diesen Gleichsetzungen absichtlich oder unbewußt die unterschiedliche Entwicklung der einzelnen sozialistischen Länder unberücksichtigt, denn gerade aus dieser Entwicklung geht hervor, daß Begriffe dieser Art und ihr Inhalt nicht so leichtfertig gleichgesetzt werden dürfen; an ihre Interpretation muß man unbedingt mit notwendigen marxistischen Kenntnissen herangehen. Auch sonst wird man beim Lesen der Ausführungen R.s den Gedanken an den scholastischen Grundsatz „non est in actis, non est in mundo“ nicht los. R. untersucht die „östlichen“ Neubildungen in erster Linie an Hand des „West“-Dudens und der Publikation des Bonner „Ministeriums für gesamtdeutsche Fragen“, der „SBZ (lies: Sowjetisch besetzte Zone) von A bis Z“, die bereits in mehreren, immer erweiterten Auflagen erschienen ist. Darin ist beispielsweise von den in der DDR aufkommenden Neuprägungen nur als von „Pj“ (= Parteiargon) die Rede. Nur ein einziges Beispiel wollen wir für dieses „christlich-fromme Gebaren“ (der Ausdruck stammt von Joachim Höppner, Über die deutsche Sprache und die beiden deutschen Staaten, Weimarer Beiträge III, 1963, S. 578) anführen: R. täuscht beim Wort *Agronom* absolute Unkenntnis vor (obwohl bereits im Duden vom J. 1934 dafür *Ackerbaukundiger* steht) und wendet sich brieflich an den Bundesminister für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten, Vertretung (West)Berlin, um zu erfahren, daß „dieses Wort in Westdeutschland nicht bekannt“ sei; ähnlich behauptet M.: „Herr, Frau, Fräulein werden noch gebraucht auf Briefaufschriften, für Ausländer und ironisch für Parteilose“ (M., S. 18). Auch leidet R.s Methode unter dem Mangel, daß sie alle Erscheinungen, vornehmlich aber die Neubildungen, völlig linearisch bewertet, indem sie keine Unterschiede zwischen den wirklichen Neologismen und den kurzlebigen Mode- und Schlagwörtern oder sogar auf Unkenntnis fremder Wörter beruhenden Fehlbildungen (wir meinen hier das Wort *Konzeption*, R. S. 67) macht.

Bekanntlich wächst der Wortschatz beinahe aller Sprachen stürmisch und unaufhörlich. Die umwälzenden Veränderungen der staatlichen, gesellschaftlichen und politischen Einrichtungen in einem neuentstandenen deutschen Staate ziehen sprachliche Konsequenzen nach sich. Der ideologische Kampf der beiden Weltlager, der gerade im Herzen Europas am leidenschaftlichsten geführt wird, kommt noch dazu. Die Neigung zur Abstraktion und Differenzierung der Vorstellungen und der Begriffe veranlaßt weitere Veränderungen des Wortschatzes. Allerdings bezieht sich diese Entwicklung auf die Sprache in beiden Teilen Deutschlands. Dennoch müssen wir uns einige besondere Tatsachen vor Augen halten.

Viele der Prägungen, insbesondere derjenigen, die sozusagen über die Nacht im Jahre 1945 und 1949 zur Verfügung stehen mußten, wurden nicht zu bleibendem Gut im deutschen Wortschatz: mit dem Verschwinden der Sache, die sie bezeichnet haben, verschwinden sie selbst, vgl. die Traktorenmarke *Stalinez*, den Ortsnamen *Stalinstadt*, oder das in der Landwirtschaft einst angewandte *Trawopolnajasystem* oder *Jarowisation*; ähnlich dürften später einmal *Atompolitiker*, *Atombischöfe* u. ä. verschwinden ebenso wie in Westdeutschland *Volks-* und *Alldeutsche*, *Heimatvertriebene*, *Landsmannschaften* usw.

Die Zahl der eigentlichen russischen Fremdwörter im heutigen Deutsch — im

Westen sowie im Osten — scheint gering zu sein, jedenfalls ist sie geringer als die der angelsächsischen im Westen. Die verhältnismäßig zahlreicheren Lehnübersetzungen und Lehnbedeutungen aus dem Russischen sind — und das müssen in erster Linie die slawischen Sprachwissenschaftler zugeben — meist glücklich geprägt, oft glücklicher als es im Russischen der Fall ist. Vergleichsweise führen wir Beispiele aus dem Deutsch-russischen Wörterbuch von Leping-Starochowskaja (Moskau 1962) an: das Wort *volkseigen* ist eigentlich mit russ. *narodnyj* = national, völkisch nicht wiederzugeben, sondern eher mit — wir gebrauchen die Steinitzsche Transkription — *jawlajuschisjysja ssobstwennostju naroda*, also mit drei Wörtern; das Wort *Selbstnormer* erfordert in russischer Übersetzung sogar acht Wörter. Für gelungene Lehnbedeutungen halten wir in diesem Sinne weiter solche Wörter wie *Kulturhaus*, *Hoch-*, *Elektroöfner*, *Plansoll* u. a. (das letztere faßt auch im Westen Fuß, vgl. die Wiener Fachzeitschrift *Austromotor* 8/1963, S. 364). Oder betrachten wir näher das Wort *Wandzeitung* (russ. *stjengaseta*). Es handelt sich eigentlich nicht mehr um das herkömmliche *schwarze Brett*, das früher nur für verschiedene mit Kreide geschriebene Informationen diente; die *Wandzeitung* dient heute zum Anbringen von aus Zeitungen und Zeitschriften ausgeschnittenen Nachrichten, von Bildern, Diagrammen usw. „Das zweckmäßigste neue Wort scheint dasjenige zu sein, das durch seinen Wortstamm Merkhilfen bietet“, sagt Wilhelm Bondzio (in einer Rezension Karl Korns „Sprache in der verwalteten Welt“, Weimarer Beiträge II, 1962, S. 386).

Zahlreiche neue Ausdrücke sowohl im Westen als auch im Osten sind letztlich klischeeartige Mode- und Schlagwörter, die der Sprache oft Gewalt antun und allmählich abgegriffen wirken und ihre Ausdruckskraft verlieren. Feststeht auf der anderen Seite auch, daß „östliche“ Neologismen nicht mehr in dem gleichen Tempo weiter gebildet werden wie es anfangs, dh. im Jahre 1945 und 1949 der Fall war.

Westdeutsche Sprachwissenschaftler scheinen die reiche Tradition der deutschen Arbeiterbewegung und der marxistisch orientierten Politiker zu unterschätzen, die sich in ihrem Kampf gegen den Kapitalismus seit Jahrzehnten zahlreicher kämpferischer Ausdrücke bedienten und mit der marxistischen Terminologie gut vertraut waren, vgl. Wörter wie *Durchbruch*, *Vormarsch*, *Bodenreform*, *Genossenschaft* u. ä. Wir erblicken in derartigen Ausdrücken die Bewahrung ihres ursprünglichen, echten Gehalts, der durch die Errichtung einer neuen Ordnung in der DDR erneuert wurde.

Man darf nicht vergessen, daß in Österreich und in der Schweiz nicht unbedeutende Abweichungen vom „deutschen“, oder, besser gesagt, „reichsdeutschen“ Wortgebrauch, insbesondere im Bereich der Rechtspflege, des Wehrwesens, der Wirtschaft, des Schulwesens usw. bestanden und weiter bestehen, doch werden diese Unterschiede einfach zur Kenntnis genommen, registriert, jedoch nicht als die Einheit der Schiftsprache störend empfunden.

Zu Tausenden entstehen neue Wörter auf dem entscheidenden Gebiete, dem der Technik. Es würde sich lohnen, auch diesen Neologismen in Ost und West nachzugehen, um ein Bild davon zu erhalten, wie hier die Differenzierung verläuft, insbesondere nachdem keine einheitliche Standardisierung (und Namengebung) mehr zu bestehen scheint; doch dürfte sich die technische Terminologie allem Anschein nach nur wenig auseinander entwickeln.

Auch ist der Umstand zu berücksichtigen, daß derartige Betrachtungen einseitig von der geschriebenen Sprache ausgehen und sich ebenfalls auf sie konzentrieren; Untersuchungen in dieser Hinsicht wären sicherlich aufschlußreich, da man feststellen könnte, inwieweit das „neologistische Sprachgut“ auch in den deutschen Wortschatz und insbesondere Grundwortschatz der gesprochenen Sprache einge-

drungen ist oder inwieweit es weiterhin einen nur sondersprachlichen Charakter hat.

Manche westdeutschen Autoren scheinen die Ansichten der Semantiker zu vertreten, denen zufolge „alle menschlichen Differenzen auf sprachliche Differenzen zurückzuführen“ seien. Diese Auffassung beruht auf der „Grundkonzeption, die der sprachlichen Ausdeutung allein die Ausbildung von Weltanschauung und Ideologie zuschreibt und dabei die außersprachliche Wirklichkeit... vollständig außer acht läßt“ (Karl Ammer, Sprache, Mensch und Gesellschaft, Halle/Saale 1961, S. 65).

Einer vollständigen und raschen Auseinanderentwicklung der Sprache in den beiden deutschen Staaten wirken also verschiedene Kräfte entgegen. In erster Linie ist es das gemeinsame kulturelle Erbe, doch dürften wir auch an den — wie sonderbar es auch klingen mag — positiven Einfluß des gegenwärtigen immer noch erbittert geführten „kalten Krieges“ auf ideologischem Gebiet denken. Die gegenseitige Kritik in den Zeitungen, Zeitschriften und sonstigen Publikationen, vor allem jedoch im Rundfunk und Fernsehen macht zahlreiche Neologismen allgemein verständlich, zumindest in passiver, rezeptiver Hinsicht.

Wir haben uns als Ziel gesetzt, Riemschneiders Worte „Wenn etwa die Vertreter beider Teile Deutschlands heute übereinkommen würden, irgend ein Thema zu diskutieren, so würde bereits jetzt die große Gefahr bestehen, daß zwar dieselben Wörter gesagt, jedoch etwas ganz Verschiedenes darunter verstanden würde“ (R., S. 93) kritisch zu beurteilen. Wir haben versucht, den Beweis zu erbringen, daß zumindest Riemschneiders „heute“, „jetzt“ und vor allem „irgend ein Thema“ in dem zitierten Satz unzutreffend sind. Auch sind wir nur wenig geneigt, mit Viktor Klemperer (vgl. Zur gegenwärtigen Sprachsituation in Deutschland, Berlin 1953, S. 16) zu glauben, daß „in einer fernen Zukunft an Schaufenstern des Auslands die Ankündigungen stehen könnten: Hier spricht man Ostdeutsch — Hier spricht man Westdeutsch“.

